Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 39 [i.e. 42] (1960)
Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

desbibliothek

SCHWEIZER FRAUENBLATT

1085

AZ Winterthur, 5. März 1960
39. Jahrgang Nr. 10

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 **Alleinige Anzeigenannahme:** Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 32 68 17, Postcheckkonto VIII 1027

In einer Stadt wie Triest...

Vom Rapido aus sah man kurz Schloss Duino, und man sandte einen literarischen Gedanken hin. Später allerdings tauchte der Name Thurn und Taxis-Hohenlohe im Zusammenhang mit jährlichen handfesten Weihnachtsspenden für die Kinderkrippe einer neuerbauten Siedlung für Flüchtlinge auf. Flüchtlinge sollten wir besuchen in der kalten Stadt Triest, was zählt Literatur neben dem jahrelangen Vegetieren in Lagern von Tausenden von Menschen? Näher vielleicht als Elegien liegt das Schicksal «Ulysses», dem James Joyce, Lehrer für Englisch in Triest, nachgesonnen.

Indessen erklärten uns der Reihe nach der Bischof, der Bürgermeister von Triest, der Generalkommissär der Regierung für dieses Territorium und ihre Untergebenen, warum es hier noch so viele Flüchtlinge gibt. Wir verstanden es nicht, merkten nur, dass die Triestiner selber darum kämpfen müssen, dass sich Italien um das früher begehrte und 1948 von den Westmächten endlich an Italien zurückerstattete Triest mit seinem nun toten Hafen, dieser Stadt ohne Hinterland, überhaupt kümmert. Wir verstanden es nicht, weil uns die feinsten Ränke hoher Politik nicht geläufig waren, und weil wir nicht mehr viel danach fragten, als wir Lagerstrassen entlang gingen.

Diese Strassen zwischen den Holzbaracken! Es ist eine wie die andere und wie die dritte. Alle für kurze Fristen gedacht, alle allmählich mit den kleinen Dingen ihrer Bewohner belagert, kümmerlich aber und trostlos, je länger sich die hoffnungslosen Jahre dehnen.

Ueber 10 000 Flüchtlinge gibt es in Triest. Es sind zum Teil italienische Flüchtlinge aus Venetia-Giulia, man nennt sie Giuliani, und es sind fremde Flüchtlinge, die Stranieri, die täglich über die grüne Grenze eintreffen und zunächst in Auffanglagern warten müssen, bis eine Kommission ihre Papiere und Beweggründe geprüft hat. Maria Jammik, die blonde Slowenin, Studentin aus Lubliana, betont fanatisch, sie bleibe im Lager, denn sie wolle keinen Schritt aus Triest hinaus, sie müsse ganz in der Nähe ihrer Heimat sein, «falls etwas passiere», wolle sie dabei sein. In ihrem Herzen hat sie den Umsturz schon vollzogen. Arme Maria, sie wird lange warten müssen.

Dicht neben dem üblen Lager Campo Marzio, mit seinen mit Menschen angefüllten Schuppen, ist ein Hochhaus entstanden; sie nehmen es hin, die Bewohner von Campo Marzio, keiner dreht den Kopf, sie warten mehr oder weniger resigniert, bis etwas für sie getan wird oder ihnen die Möglichkeit gegeben wird, selber etwas zu tun. Im Lager, das «Lanterna» heisst, sitzt man genau neben dem Leuchtturm des Hafens. Hier sind viele alte Menschen, einige hätten die Möglichkeit gehabt, in eine Siedlung oben auf dem kargen Hügel im Karst zu ziehen, aber sie können sich nicht trennen vom Meer, das einzige, das sie an ihre Heimat unten in Istrien erinnert. An dieses Stücklein Erinnerung klammern sie sich, es ist ihnen wenig geblieben ausser diesem.

Frauen können sich auch in diesen trostlosen Strassen zwischen den Holzbaracken irgendwie beschäftigen: sie waschen, flicken, sie scheuern die paar Stufen vor den Baracken, Männer stehen herum, wo sollen sie hintreten, da ihnen der Boden unter den Füssen, ihr kleines Heimwesen vielleicht, genommen worden ist? Junge Männer sahen wir auf ihren Pritschen liegen, sie streckten den Kopf nicht einmal unter der Decke heraus. Wozu schliesslich?

Triest hat schon vieles getan. Es wurde in Opicina oben ein grosses Dorf für 170 Buben geschaffen mit Lehrwerkstätten, in denen die Jünglinge ausgebildet werden; wir sahen ein Fischerdorf, ganz neu für Flüchtlinge erbaut, hier können sie mit zinsfreien Darlehen ihr altes Gewerbe aufnehmen. Dankbar wird überall die schweizerische Hilfe erwähnt, und man gab zwei Stunden an das Unternehmen, das Fischerboot zu finden, die barca, für welche die Auslandhilfe eine Lampe gestiftet hatte.

Eine Lampe, zwei Dutzend Buben im Kinderdorf dank schweizerischer Beiträge, das war schön, aber noch immer sind da die Strassen zwischen den Holzbaracken, die trostlosen, öden Strassen der Flüchtlinge. Können nicht auch sie in Wege umgewandelt werden, die in eine Zukunft führen? L. W.

Sammlung Schweizer Auslandhilfe PC Zürich 322

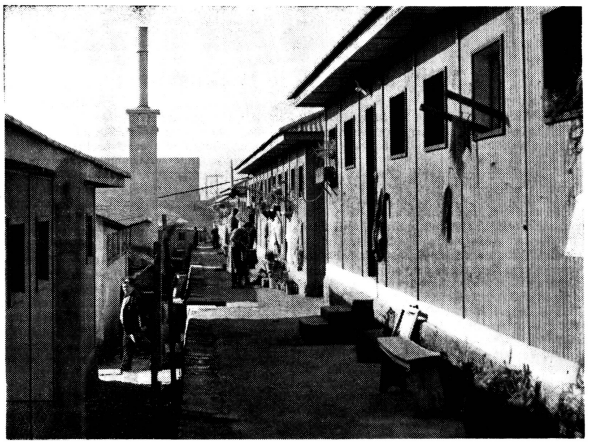


Photo: Hans Keusen, Bern

Eine Strasse zwischen den Holzbaracken der Flüchtlinge in Triest

In Ir-Ganim, der Gartenstadt

Von Carola Hecht

Eine halbe Stunde vom Zentrum Jerusalems entsteht eine Einwandererssiedlung. Die Fahrt führt durch die Vorstädte hinaus in die Berge Jehudas. Wo früher einige Reben und Feigenbäume verkümmerten, sind heute die Hügel und das sich weit hinziehende Wadi mit Hunderten von kleinen farbigen Häusern besät. Weiter oben baut man grössere, solide, zweistöckige Steinhäuser. Ein Block reiht sich an den andern, und ehe die Zufahrtsstrassen fertiggestellt sind, werden die Häuser schon bezogen.

Die Schulkinder klettern auf provisorischen Pfaden über Stock und Stein zum Schulhaus, einem schlichten Bau in beherrschender Lage. Ein Shopping-Center ist im Entstehen begriffen. Ein kleinerer, von einem Zaun umgebener Bau lässt einen zukünftigen Kindergarten erwarten. Vorläufig zwängen sich die Kinder in eine Eineinhalb-Zimmerwohnung. Das Bett einer Witwe, die dort wohnt, wird tagsüber beiseite geschoben, und die Kindergärtnerin arbeitet unter den schwierigsten Bedingungen.

An den teils noch drahtlosen Telegraphenstangen klettern die Arbeiter kühn in den strahlend blauen Himmel hinein. Die Staubwolke, die ich mit meinem kleinen Wagen aufwirble — es ist ungefähr das einzige Privatauto, das bis jetzt in diese neuen, noch unbenannten Strassen vordringt —, stört sie dort oben nicht. Bald werden alle Häuser Elektrizität haben. Jedoch werden nur diejenigen an das Lichtnetz angeschlossen, deren Bewohner die Miete bezahlen (23 Israelpfund pro Monat). Einen Lampenschirm habe ich bis jetzt noch nirgends gesehen — nur die nackten Birnen baumeln in den weiss getünchten, kahlen Zimmern. Und trotzdem sind sie den altmodischen Petroleumlampen vorzuziehen, mit welchen sich manche Einwanderer begnügen müssen. Wie soll unter diesen Umständen das Sabbathemd gebügelt werden? Wer einstmals glücklicher Besitzer eines elektrischen Bügeleisens war, zieht die Schnur heraus und erwärmt es auf der «Petilia», dem Petrolkocher, dem noch heute in Israel in vielen alteingesessenen Familien beliebten billigen Kochgerät. In unserer Siedlung sah ich vereinzelt, da und dort auf einem Balkon, Buttagasflaschen stehen. Entweder haben liebe Verwandte ihren neueingewanderten Familiengliedern diese verhältnismässig teure Kocheinrichtung geschenkt, oder die betreffende Wohnung wurde von jungen Israelis gemietet, die sich die Gaseinrichtung selbst leisten können. Unser Einwandererzentrum, in welchem «Olim» aus Nordafrika, Rumänien, Polen, aus dem Libanon und aus Irak, bunt durcheinander gewürfelt wohnen, beherbergt auch einige junge israelische Ehepaare. Sie nehmen gerne die weite Fahrt in die Vorstadt in Kauf, um dafür eine billige, moderne Zweieinhalb-Zimmerwohnung zu erhalten. Die Mischung von «Vatikim» (Alteingesessenen) und «Olim» (Neueinwanderern) beschleunigt die Integration der letzteren.

In einem der kleinen Häuser hat die Jewish Agency ihr Büro eingerichtet. Die Fürsorgerin hält dort Sprechstunden. Ein Beamter registriert die Neuankömmlinge, regelt die Mitgliedschaft bei der Krankenkasse und stellt Identitätskarten aus. Er vermittelt die Verbindung mit dem Arbeitsamt. Wie gerne würde der Maler aus Algier hier weiter in seinem Beruf arbeiten, und der Coiffeur aus Rumänien träumt gar von einem eigenen Laden. Jedoch ein Handwerker findet selten sofort eine Arbeitsmöglichkeit in seinem erlernten Beruf. Und wo bringt man die vielen ungelernten Arbeiter, die Händler, unter? Wer Glück hat, findet eine Arbeit in einer der wenigen Fabriken in und um Jerusalem. Die andern müssen sich mit der «Avodat dachak», mit Notstandsarbeit, das knappe tägliche Brot verdienen und Steine schleppen. Was hilft es ihnen, wenn wir von der WIZO sie damit trösten, dass auch Ben Gurion so ähnlich angefangen habe. Fünf Pfund bringt der Notstandsarbeiter abends totmüde nach Hause, und dies in der Regel nur viermal wöchentlich. Das reicht kaum aus, die meist kinderreichen Familien zu ernähren. Auch die Frau möchte gerne mitverdienen. Aber wohin mit den kleinen Kindern? Noch ist keine Kinderkrippe eröffnet. Und es ist so schwer, die passende Arbeit zu finden. Der Autobus verkehrt nur selten, und es ist nicht leicht, in die Stadt zu gelangen. Das Arbeitsamt kann der Nachfrage kaum gerecht werden.

Hier können wir WIZO-Frauen mit unserer Hilfe einsetzen. Wir sind glücklich, wenn wir einer Frau einen Nebenverdienst verschaffen. Vielleicht etwas Flickarbeit für eine Näherin, einige Stunden als «Oseret» (Haushalthilfe) oder als Babysitterin. Einer noch rüstigen Grossmutter brachten wir Strickarbeit, und ein junges Mädchen bildet sich durch unsere Vermittlung in einer Gewerbeschule der WIZO aus. Immer wieder fordern wir die Frauen und Mütter auf, unsere Nähstuben aufzusuchen. Dort erhalten sie Anleitung im Zuschneiden und Nähen und können Nähmaschinen gratis benützen.

Auch Kleider finden die Mütter für ihre vielen Kinder in unserer Kleiderkammer. Bei unseren Hausbesuchen trafen wir Kinder, barfuss, die nicht wagten, in ihren zerfetzten Kleidern die Schule zu besuchen. Andere Familien wieder stellten sich den Winter in Israel nicht so kalt vor und verkauften vor der Auswanderung ihre wollenen Sachen und Mäntel. Wir sammeln Kleider bei Nachbarn und Bekannten und bringen sie den Betreuten direkt ins Haus. Die Kinder strahlen und die Mütter sind rührend dankbar. Kaum sind wir aufgetaucht, versammelt sich gleich die ganze Nachbarschaft und redet auf uns ein, auf arabisch, spanisch, französisch, jüdisch! Ja, natürlich kommen wir wieder und bringen noch mehr! Wir besuchen auch Familien, die keine Sozialfälle darstellen. Sie kommen aus dem rumänischen Mittelstand und konnten den allernötigsten Hausrat mitbringen. Nun haben sie sich aus ihren Kästen Gestelle und primitive mit Vorhängen verhängte Schränke gezimmert. Ich setzte mich auf einen der Küchenhocker — übrigens meistens die einzige Sitzgelegenheit — und höre zu, welches schwere Schicksal meine neuen Freunde hinter sich haben. Nicht genug können sie betonen, wie froh sie sind, der Hölle der Ungewissheit entronnen und nun endlich in Israel in Sicherheit gerettet zu sein. Zwar ist das Leben wirtschaftlich jetzt schwerer als bisher, aber sie sehen der Zukunft hoffnungsvoll entgegen und sind dankbar für alles, was ihnen Israel gegeben hat. Ein Kriegsinvalider zeigt mir stolz eine neue, moderne, im Lande angepasste Prothese, ein altes Mütterchen freut sich über eine neue Brille. Eine ältere Frau wird demnächst von einem Spezialisten an den Augen operiert werden. Fleissig lernt ein ehemaliger Latein- und Griechischlehrer nun in einem Kurs auch noch Hebräisch. Wenn nur auch sein Sohn aus Rumänien kommen könnte! Ich bemerke, wie er sich verstohlen eine Träne abwischt.

Wir fühlen, dass unser Kommen und Zuhören Freude bereitet hat. Man will uns kaum gehen lassen, wir müssen versprechen, bald wiederzukommen. Und bei unserem nächsten Besuch hat es sicher zwischen den staubigen, steinigen Häuserfronten da und dort zu blühen angefangen. Jemand hat die Kraft aufgebracht, einige Blumen zu pflanzen, dort reckt sich eine Tomatenstaude, da ein noch kleines unanschnliches Bäumchen der Sonne zu. Noch viele gute Erde muss herbeigeschleppt werden, bis es überall um die Häuser grünt und blüht, bis Ir-Ganim, Gartenstadt, seinem Namen gerecht wird.

Die einzige Waffe: Die Wahrheit

«Die einzige Waffe, die keine Waffe der Gewalt ist, steht, wie allen Menschen, so dem Abendlande zur Verfügung: die Wahrheit. Der Kampf der beiden Welten ist der zwischen Lüge und Wahrheit, aber so, dass das Totalitäre vom Prinzip her auf der Lüge sich aufbaut und dadurch mächtig wird, die freie Welt nicht wahrhaftig genug ist und dadurch schwach wird.

Die Macht der Wahrheit ist nicht kalkulierbar. Aber sie wird zwischen Totalitarismus und Freiheit entscheidend sein. Die Selbstbehauptung der freien Welt fordert, dass sie in sich durch unablässige Selbsterziehung wahrhaftig wird. Das ist schwer und nicht zu planen. Dann aber fordert sie, was leichter ist: in bezug auf Tatsachen und Gedankenfreiheit in der Oeffentlichkeit eine viel stärkere Aktivität der Aufklärung zu entfalten, als heute geschieht. Die Energie der planmässigen Lüge vom Totalitären her ist heute noch grösser als die Energie ständiger klarer Darlegung der Tatsachen durch die geistige Arbeit des Westens. In den täglichen Nachrichten, in der Tagespresse und in den Schriften müsste die Unwahrheit der totalitären Welt, wie sie die anderen belügt und sich selbst in ihre eigene Unwahrheit verstrickt, nicht nur hie und da entlarvt werden, was schon geschieht, sondern es müsste immer wiederholt, an immer neuen Erscheinungen gezeigt und zugleich in grösserer Einfachheit für alle offenbar werden. Sogar in der Vertretung marxistischen Denkens entfalten die Literaten vom Osten aus dem Erbe der Philosophie mehr Kraft als ihre Gegner im Westen, denen es nicht zu lohnen scheint, da sie ja Bescheid zu wissen meinen, und die Macht philosophischen Denkens nicht kennen.»

(Aus Karl Jaspers: «Die Atombombe und die Zukunft der Menschen»)

Im Märzen

Von Matthias Claudius

Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand:
der tut mit leisem Wehen sich mild und heimlich auf
und träuft, wenn heim wir gehen, Wuchs und Gedeihen drauf.
Er sendet Tau und Regen und Sonn und Mondenschein,
und wickelt seinen Segen gar zart und künstlich ein.
und bringt ihn dann behende in unser Feld und Brot:
es geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott.
Was nah ist und was ferne, von Gott kommt alles her,
der Strohhalm und die Sterne, das Sandkorn und das Meer.
Von ihm sind Büsch und Blätter und Korn und Obst von ihm,
von ihm mild' Frühlingswetter und Schnee und Ungestüm.
Er lässt die Sonn aufgehen, er stellt des Mondes Lauf;
er lässt die Winde wehen und tut die Wolken auf.
Er schenkt uns so viel Freude, er macht uns frisch und rot;
er gibt dem Viehe Weide und seinen Menschen Brot.

Vorschau auf wichtige Veranstaltungen März bis Mai 1960

13. März: Delegiertenversammlung der Schweizerischen Vereinigung der freisinnigen Frauengruppen in Frauenfeld.

19. März: Delegiertenversammlung der Schweizerischen Vereinigung Sozialarbeitender, nachmittags in der Pergola, Bern.

19. März: Jahresversammlung (11 Uhr) und 10. Informationskurs (14.15 Uhr) der Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie» in Olten, siehe unsere Rubrik «Veranstaltungen» Seite 4.

20. März: 25. Kantonalzürcherischer Frauentag, siehe Veranstaltungen.

27. März: Hauptversammlung des Schweizerischen Diätpersonalverbandes in St. Gallen.

7. April: Delegiertenversammlung des Verbandes der Schweizerischen Hausfrauenvereine in Burgdorf.

30. April / 1. Mai: Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine in Solothurn.

30. April / 1. Mai: Delegiertenversammlung des Bundes Schweizerischer Pfadfinderinnen in Freiburg.

14. Mai: Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege im See-Restaurant Zürich.

16. Mai: Delegiertenversammlung der Schweizer WIZO-Föderation in Zürich.

21./22. Mai: Delegiertenversammlung des Schweizerischen Lehrerinnenvereins in Bern.

26. Mai: Frühjahrs-Delegiertenversammlung Bernischer Frauenbund in Bern, Vereinssaal.

Elisa Strub, Bern-Interlaken†

Am regenschweren 25. Februar durften wir ihr im Krematorium des Bremgartenfriedhofes das letzte Geleite geben, der tapferen Berner Kämpferin für Gerechtigkeit und nie aufzugebende Menschheitsideale. Vor einem Jahr, an ihrem 80. Geburtstag, sind im «Schweizer Frauenblatt» ihre grossen Verdienste als Lehrerin, als «Chronistin» im Jahrbuch der Schweizer Frauen und als initiative Mitarbeiterin von Dr. Emma Graf gewürdigt worden. Auch Herr Pfarrer Kurz tat dies in seinem Lebensbild und hob dabei zwei führende Worte hervor, die Frl. Strub viel bedeutet haben: im Anfang des Lebens das Goethewort: «Wer immer strebend sich bemüht . . .», Aufgabe und Verheissung zugleich, und in den letzten, durch Krankheit getrübten Lebensjahren einfach das Wort «Gnade». Gnade, dass sie so viel wirken durfte, Gnade, dass ihr der Lebensabend mit der Jugendfreundin, Frl. Clara Tschiemer, vergönnt war, dass sie reisen, immer noch aufnehmen durfte, geistig rege bis zuletzt. — Dann sprach noch eine ehemalige Schülerin, Frau Boss, und wie sie diese Französischstunden und damit die ganze lebendige Elisa Strub aufklingen liess, das war etwas Herzerquickendes und zeigte uns einmal mehr, wie bedeutungsvoll für junge Menschen ein guter Unterricht, eine ihrer Verantwortung bewusste Lehrkraft sein können. Sie zitierte auch den wohl letzten, ausgezeichneten Aufsatz von E. Strub in der «Bernerin» (1953) über «Die bernische Frauenbewegung im Wandel der Jahrhunderte» mit dem weitsichtigen Schluss: «Die Frauenbewegung geht weiter. Es ist aber sicher, dass über kurz oder lang die Bernerin, wie die Schweizerin überhaupt, die Rechtsgleichheit mit dem Manne erlangen und dadurch zur Vollbürgerin befördert werden wird. Neue Aufgaben werden ihr durch die direkte Mitarbeit am Staatsleben erwachsen. Sie wird sie erfüllen mit dem Verantwortungsgefühl und der Hingabe, mit denen sie bisher ihren vielgestaltigen Pflichten in Haus und Heim, im Geschäft und in der Wohlfahrt und Gemeinnützigkeit nachgekommen ist. Sie wird helfen, wo man sie braucht, da sein, wo Not ist, da sein und dienen!»

Bewegt und voller Trauer wollen wir Frauen ihre Worte als Vermächtnis hochhalten, von Dank erfüllt für das, was sie uns Frauen mit ihrem Leben gezeigt und in der Schilderung des Lebens anderer Frauen aufgeschlossen hat. *A. D.-V.*

Wir eröffnen die Diskussion

In unserer Nummer 8 vom 19. Februar haben wir die Leserinnen gebeten, sich zum Problem des Einbruchs der Sekretärin in die Ehe ihres Chefs (Prozess Jaccoud) zu äussern. Heute beginnen wir mit dem Abdruck der Antworten. Die Diskussion steht weiter offen. *Red.*

Als ich im «Frauenblatt» über das Problem Chef-Sekretärin, das Prof. Baumgarten angeschnitten hat, las, kam mir ein Ausspruch meines Vaters (er war Jurist und Richter) in den Sinn. Er sagte einmal zu uns Töchtern: «Wenn Euch je einmal ein verheirateter Mann über seine Frau zu klagen anfängt, sich als unverstandener Ehegatte produziert, dann nehmt — bei Gott — den «Finkenstrich» (Reissaus). Gerade ein junges Mädchen fühlt sich durch solche «Vertrauensbeweise» beeindruckt, verwechselt mitleidige Gefühle mit der grossen Liebe und ist bald in einem Schlamassel drin. Das Bewusstsein eine Ehe gesprengt, eine andere Frau und eventuell noch Kinder unglücklich gemacht zu haben, muss doch einen sensiblen Menschen ständig verfolgen, wie kann er da glücklich werden!» — Dabei war mein Vater sehr grosszügig in seinem Denken, er wusste selber aus seiner Praxis von den bittern Schicksalen einer Fehlverbindung. «Aber zu einer Ehe braucht es mehr als Liebe: dazu gehört auch Treue. Die Ehe ist die beste Institution zur Selbsterziehung.»

Sicher kann es uns geschehen, schon gebunden, einem Menschen zu begegnen, der ganz uns zu entsprechen scheint und vielleicht wirklich derjenige ist, der die Ergänzung bedeutet. Aber Ehe bedeutet auch Tapferkeit. Gewiss können Zusammenarbeit und gemeinsame Geschäftsinteressen Beziehungen schaffen zwischen Chef und Sekretärin, aber das braucht noch lange nicht zu heissen, dass sie dann auch so sich gestalten müssen, dass sie eine Ehe auseinanderbringen. Ich denke da noch an ein anderes Wort, das in einem Gespräch über eine Scheidung fiel. Vielleicht tönt es zynisch, aber steckt nicht ein Körnchen Wahrheit darin? «Gefährlich sind einer Ehe vor allem die sogenannten anständigen Frauen, die sich mit einem verheirateten Manne einlassen und dann unbedingt geheiratet werden wollen!» Ueber das Problem, das da angeschnitten worden ist, könnte ja noch manches gesagt werden, und es ist ja auch schon viel darüber diskutiert und geschrieben worden. Ich möchte dazu lediglich ein paar Gedanken beitragen. Doch: sollten wir nicht wieder vermehrt lernen, die Ehe als eine ethische Institution zu betrachten, die man nicht einfach, wenn einem etwas nicht in den Kram passt, umstösst, und sollten wir — Männer und Frauen — nicht mehr daran denken, dass es gefährlich ist, mit dem Feuer zu spielen? *R. K.-Schl.*

*

Der Ausgangspunkt der Frage überrascht mich. Warum in 1. Linie der Sekretärin die Schuld an einem Ehezerwürfnis geben? Ist es nicht in den meisten Fällen der ältere Mann, der die Abwechslung sucht, noch jugendlich scheinen möchte? Ausnahmefälle kommen sicher vor, aber selten sucht die Frau das Abenteuer, sie möchte sich meistens rasch und gut verheiraten. Das Verhältnis mit dem Chef, seine Ehescheidung sind weder der kürzeste noch der angenehmste Weg zur Ehegründung.

Wieso kommt es zu diesem Verhältnis? Seine Ehe wurde jung geschlossen, die Frau geht in den Kindern und im Haushalt auf, interessiert sich wenig für die Arbeit des Mannes. Er ist Chef geworden, hat Angestellte. Letztere, besonders wenn es sich um die Privatsekretärin handelt, werden überall zugezogen, sie wird zu seinem «Gedächtnis», er ist oft hilflos ohne sie. Selbstverständlich wird erwartet, dass sie ihre Freizeit opfert, stets zur Verfügung steht. Um sie zu entschädigen, schlägt ihr der Chef ein gemeinsames Essen vor; bringt ihr Blumen, Schokolade: (weil Sie so nett geholfen haben), fährt sie im Wagen nach Hause: (weil es heute so spät wurde). Die Frau ist von der Freundlichkeit erfreut, lässt sie sich gerne gefallen! verbunden durch die gemeinsame Arbeit geraten Chef und Sekretärin in einen persönlichen Kontakt. Sein Bedauern wird laut, dass er zu Hause nicht über die Arbeit sprechen kann, dass man ihn nicht verstehe, sich nicht dafür interessiere. Ist die Sekretärin ehrgeizig, so arbeitet sie immer mehr, will mehr leisten und helfen, kommt sich wichtig vor. Daneben tut ihr aber der «unverstandene» Mann leid, Frau und Kinder kennt sie nicht, hört also nur seine Seite, sein Selbstmitleid. Von diesem Punkt bis zum Verhältnis ist es nur ein kleiner Schritt.

Kommt es zur Scheidung, so ist dies natürlich für die Ehefrau und die Kinder unverständlich und schwer. Kommt es zum Bruch zwischen der Angestellten und dem Chef, so bleibt die junge Frau allein, fühlt sich betrogen und belogen, ihr Vertrauen, ihre Hilfsbereitschaft ist missbraucht worden, und kann bei ihr ein seelischer Schaden entstehen.

Wer trägt nun den Fehler? Wirklich die junge Angestellte, die zudem in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Chef steht, oder der viel ältere Mann? Sollte nicht dieser Mann, gerade weil er älter, erfahrener, «weiser» ist, seine eigene Familie kennt, Vernunft und vor allen Dingen menschlichen Anstand haben und nicht die Liebessehnsucht, Hilfsbereitschaft und Mitleid, alles was im Wesen der Frau liegt, wecken, sondern selbst Distanz halten?

Mein Bedauern gehört den zwei Frauen, schuldig wird der Mann und mag die Sekretärin noch so hübsch und verführerisch sein, und die Ehefrau noch so uninteressiert. Er ist älter und erfahrener! Der ledigen Frau allein die Schuld zuzuschieben, scheint mir unfair.

Was möchte ich raten? Dass sich die Ehefrau nicht nur mehr um die Arbeit des Mannes kümmert, sondern Kontakt mit der Arbeitskameradin des Mannes sucht, menschlichen Kontakt, der es nachher der jungen Frau verunmöglicht, das Verhältnis einzugehen. *Verena Müller*

25. kantonal-zürcherischer Frauentag

Sonntag, den 20. März 1960 findet in Zürich der 25. kantonalzürcherische Frauentag statt, zu welchem die beiden Frauenzentralen Zürich und Winterthur einladen.

Die Tagung ist dem Thema «Begegnung mit der heutigen Jugend» gewidmet und wird durch die Vorführung eines Films geleitet. Anschliessend Diskussion mit Jugendlichen. Die Referenten des Nachmittags: Erwin Heimann, Bern, und Pfarrer Paul Frehner, Zürich, sprechen über die brennenden Probleme der Jugendlichen unserer Zeit und werden versuchen, Eltern und Erzieher auf eine verantwortungsbewusste Führung hinzuweisen.

Programme und Eintrittskarten können beim Sekretariat der Zürcher Frauenzentrale, am Schanzengraben 29, Zürich 2, bezogen werden.

Nochmals «Ausverkauf des Tessin»*

Im Bestreben, in offener Aussprache zu einem in unserem Blatt angeschnittenen Thema alle Gesinnungsparteien zu Worte kommen zu lassen, veröffentlichen wir hier einen Beitrag unserer Mitarbeiterin A. V., die seit vielen Jahren im Kanton Tessin ansässig ist und die dortigen Verhältnisse sehr gut kennt. *Red.*

In unseren Zeitungen sind häufig recht heftige Bedenken geäussert, der Tessin werde überfremdet, ja seine Eigenart sei in grosser Gefahr zu verschwinden, überwuchert von fremden Einflüssen. Kürzlich stand sogar in einer unserer grossen Zeitungen der Ausdruck zu lesen: Tessiner Tragödie. Und nun hat auch das Frauenblatt einen Bericht über das Unglück gebracht.

Gewiss beginnt es sehr aufzufallen, dass so viele Fremde, vor allem Deutsche und Deutschschweizer, sich hier ankaufen. Es stimmt auch, dass die Liegenschaftenhändler sich wie die Kaninchen vermehrt haben. Das Geschäft läuft offensichtlich sehr gut. Dies ist vermutlich der Grund, weshalb im Lande selbst wenig Klagen darüber zu hören sind. Die Tessiner, die Land zu verkaufen haben, sind froh, dass sie mit Leichtigkeit gute Käufer finden und schauen nicht so genau hin, woher sie stammen. Es ist ja auch nicht so, dass ihnen die Fremden das Land «raubten». Der Verkäufer erhält dagegen eine hübsche Summe Geld, von der er sich in seiner Bescheidenheit nie hätte träumen lassen, und womit er, oder seine Söhne, etwas beginnen können. Die Klagen, um den «verlorenen heiligen Boden» des Tessins klingen etwas ungeschickt; denn wenn jemand Schuld trägt, so doch die Tessiner selbst. Sie müssten einsehen, dass es ihre Pflicht wäre (nach Ansicht der Eiferer), das Land für die Nachkommen zu erhalten. Dies ist aber schwer, ihnen begreiflich zu machen. Sollen denn, werden sie denken, die steilen Aecker, kaum eine Hand breit Boden über dem Fels, sollen die wilden Hänge, die tauben Weinbergli, soll alles brach liegen bleiben, statt uns Geld einzutragen? Denn kein Tessiner interessiert sich heute für diese Landparzellen. Sie sind wohl «romantisch», aber für ihn zu mühsam zu bebauen, wenn sie überhaupt noch zu bebauen sind. Auch würde kein Tessiner sich, wie die Fremden, ein Haus, an den Felsen geklebt wie ein Schwalbennest, oder direkt über dem Wasser bauen. Viel zu ungemütlich. Und wenn sie eines ihrer uralten, unbequemen Häuschen verkaufen, so lassen sie sich für den Erlös draussen in der Campagne ein neues Häuschen erstellen, mit Garten ringsum, und lachen über die verrückten Fremden, die nun in den feuchten «Löchern» sitzen. Besonders für viele Dörfer ist es ein wahres Glück, wenn Fremde sich dort ansiedeln, so kommt doch etwas Leben in die Gegend, die sonst einfach langsam ausstirbt, denn den Tessiner zieht es in die Städte. Er hat lange genug grausam hart seinen kargen Boden bearbeitet, nun freut er sich, anderswo ein leichteres Leben zu finden. Es ist nicht nur der mangelnde Verdienst und der eventuelle Verlust des Heimwesens, was die Jungen forttreibt: sie sind hungrig nach — in jeder Hinsicht — mehr Weite.

Und wovon sollten jene Tessiner leben, die im Land bleiben, wenn sie die Fremden vertreiben würden? Nicht nur die Hotels und Pensionen müssten schliessen, auch die vielen kleinen und grossen, einfachen und luxuriösen Geschäfte; viele Aerzte, Anwälte, ein Heer an Angestellten, Beamten würde überflüssig. Das ganze Leben des Tessins beruht heute auf der so hübsch benannten Fremdenindustrie. Nun kann man nicht auf der einen Seite Fremde anlocken, um an ihnen zu verdienen, auf der andern Seite den immerhin sehr wenigen aus der Menge der Feriengäste, die sich hier Besitz erwerben möchten, dies durch Verbote und Behinderungen verunmöglichen. Das sieht hier ein jeder ein.

Es wird auch ins Feld geführt, dass der ungeheuer gestiegene Bodenpreis für kleine Besitzer die Steuerlast unerträglich werden lässt. Es mag Fälle geben, doch ist dazu zu sagen, dass das Uebel anderswo

(Fortsetzung auf Seite 4)

* Vgl. Nr. 8

Politisches und anderes

Der peruanische Staatspräsident in der Schweiz

In Bern traf am Montag der peruanische Staatspräsident Manuel Prado zu einem dreitägigen Staatsbesuch ein. Präsident Prado war in Begleitung seiner Frau und Tochter.

Westdeutsche Nachschub-Stützpunkte in Spanien

Die politische Sensation der letzten Woche war die Nachricht von der Absicht der westdeutschen Bundesregierung, in Spanien militärische Nachschub-Stützpunkte zu errichten. Diese Nachricht wurde später durch den Sprecher der deutschen Regierung bestätigt. Im Unterhaus betonte der britische Aussenminister, die britische Regierung habe Westdeutschland schon vorher bedeutet, es sei klüger, solche Nachschublager in den NATO-Ländern zu suchen. Der spanische Staatschef, Generalissimus Franco, erklärte, dass Spanien mit Westdeutschland kein Militärabkommen abschliessen wird, wenn die NATO im allgemeinen, sowie die Vereinigten Staaten und Portugal im besonderen, einem solchen Abkommen nicht zustimmen.

Neues Angebot Ferrat Abbas an de Gaulle

Der Ministerpräsident der sogenannten algerischen Exilregierung, Ferrat Abbas, forderte den französischen Staatspräsidenten de Gaulle vergangenen Montag in einer von Tunis verbreiteten Ansprache auf, Verhandlungen über die «Garantien» für die Durchführung für die in Aussicht gestellten Volksabstimmung in Algerien aufzunehmen. Abbas erklärte: damit die Feindseligkeiten eingestellt werden könnten, müsse die französische Regierung zunächst in Verhandlungen über die Garantien für eine freie Konsultation der Algerier einwilligen.

Rücktritt der Regierung Segni

Die italienische Regierung ist am Mittwoch zurückgetreten. Damit ist die Krise, die mit dem Rückzug der Unterstützung der Regierung Segni durch die Liberalen offen zum Ausbruch gekommen.

Sowjetische Hilfe an Indonesien

Ministerpräsident Chruschtschew und der indonesische Präsident, Sukarno, unterzeichneten einen Wirtschaftshilfevertrag und ein Abkommen über kulturelle Zusammenarbeit. Der Vertrag sieht Lieferungen im Rahmen von 250 Millionen Dollar vor. Mit diesem Abkommen wurde der 12tägige offizielle Besuch des sowjetischen Ministerpräsidenten in Indonesien abgeschlossen.

Frankreichs Luftverteidigung und die NATO

Die französische Regierung hat sich grundsätzlich mit der Eingliederung der französischen Luftverteidigung in die atlantische Verteidigung einverstanden erklärt. Die zustandegekommene Kompromisslösung soll vorsehen, dass die französische Luftverteidigung unter dem Kommando eines französischen Militärs, der General Norstad direkt unterstellt ist, in die NATO-Verteidigung eingegliedert wird.

Chruschtschew und Flüchtlinge in Frankreich

Für die Dauer des Aufenthaltes Chruschtschews in Frankreich wurde einer Anzahl von Flüchtlingen ein Zwangsaufenthalt auf der Insel Korsika zugewiesen. Diese Massnahme bezieht sich insbesondere auf ungarische, polnische, tschechoslowakische Flüchtlinge sowie weissrussische Emigranten. Es handelt sich um rund 700 Personen.

Vertrauenserklärung für Dibelius

Die in Berlin tagende gesamtdeutsche evangelische Synode wurde mit einem Treuebekenntnis zum Ratsvorsitzenden der evangelischen Kirche Deutschlands, Bischof Dibelius, abgeschlossen.

Boykott südafrikanischer Produkte in England

Der britische Oppositionsführer Hugh Gaitskell eröffnete am Sonntag mit einer Massenversammlung in London einen einmonatigen Boykott aller südafrikanischer Produkte, als Protest gegen die von der südafrikanischen Regierung befolgte Politik der Rassentrennung.

Schweres Erdbeben in Agadir

In der Nacht auf den Dienstag wurde die südmarokkanische Stadt Agadir von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Das Europäerviertel ist zu einem grossen Teil zerstört worden. Man fürchtet, dass ungefähr 1000 Personen und mehrere tausend Verletzte zu beklagen sind.

Professor Hanselmann gestorben

Im Alter von 75 Jahren ist am Montag in Ascona der bedeutende Schweizer Psychologe und Pädagoge Heinrich Hanselmann gestorben. Professor Hanselmann war Verfasser zahlreicher heilpädagogischer Werke.

Abgeschlossen: Dienstag, 1. März 1960. *cf*

Otto, Jaap und der Vogel

Von M. Bieder

(Schluss)

Otto wurde alt, er bekam Triefaugen, wurde unreinlich und erlebte im Kampf mit den Rivalen Niederlagen. Sein Fell hing in Fetzen herunter. Dies schien uns für einen ritterlichen Kämpen unrühmlich und unerträglich. Man beschloss schweren Herzens, ihn zu beseitigen. Alle, auch der katzenfeindliche und in Wahrheit sehr liebevolle Vater, der ihm manchmal abends heimlich Leckerbissen in die zierlich erhobenen Pfoten gesteckt hatte, beweinten seinen Abschied.

Keine Haustiere mehr: Da erschien Jaap auf der Bildfläche, ein lustiger, unerzogener schwarzer Cocker-Spaniel. Vergebens wehrte ich mich gegen seinen Einzug mit der richtigen Frage, was man mit einem solchen Hund in den Ferien tue? Jaap war süss, frass, was ihm unter die Zähne kam, Nudeln, Kartoffeln und Gemüse, riss, wenn er an der Leine war, beim Spazierengehen seinen Leiter wild durch die Gegend und lernte nie gehorchen. Wenn er den Ton unseres Autos von weitem hörte — er irrte sich nie — stürzte er mit wehenden Ohren und hoch erhobenem Schwanz zur stürmischen Begrüssung. Er war das lustigste Tier, das man sich denken kann, meist mit einem Behang von Schmutz am schwarzen Pelz — der Sohn des Hauses putzte ihn mit Gründlichkeit und vielen Spässen, aber Jaapens Unbekümmertheit siegte über alle Putzbestrebungen. Einmal, als eine unbedachte Haushilfe ihn von jenseits der Strasse anrief, rannte er senkrecht schnurstracks auf sie zu — und unter ein schweres Motorvelo. Jaap und Fahrer lagen auf der Strasse. Jaap und wir hatten einen verständnisvollen Schutzengel: Wir kamen mit 20 Fr. Schmerzensgeld, der Motorfahrer mit Kopfweh und Jaap mit einem Schock davon, der ihn wochenlang in eine leise japsende, scheu unter den Sofa kriechende Elendsgestalt verwandelte. Später wurde er wieder frech und froh, ärgerte die Hausfrau, die auch noch anderes zu tun hatte, durch unermüdliches Jaulen um Ausgang in den Garten und darauffolgendes Geheul, hereingelassen zu werden.

Einmal wurde er krank und musste im Tierspital gepflegt werden. Am Sonntag darauf sass er froh und glücklich neben mir in der Sonne und freute sich der Wärme und Ruhe. Am Montag liess einer der unaufmerksamen Bäcker- oder Metzgerburschen die Gartentür offen: Jaap benützte die seltene Gelegenheit. Ein schweres Lastauto fuhr vorbei: Mit eifrig läutendem Gebell und fliegenden Ohren raste Jaap in den Tod.

Unnötig zu sagen, dass wir alle das schwarze kleine Tier mit dem heissen Herzen aufrichtig betrauerten.

Bleibt der Vogel. Er lebt heute noch, und vielleicht überlebt er uns. Als Mitglied eines ornithologischen Vereins hatte ich, ohne dessen bewusst zu sein, an einer Vogelverlosung teilgenommen. Als ich eines Abends von einer Reise nach Hause kam, wurde ich mit der überraschenden Nachricht empfangen: «Du hast einen Kanarienvogel gewonnen, hole ihn noch diesen Abend, nachher verfällt er.» Kanarienvögel waren nie meine Spezialität gewesen, wohl aber entpuppte sich meine Schwester als begeisterte Liebhaberin. Etwas brummig machte ich mich auf den Weg und nahm von freundlichen Vogelfreunden ein grüngelbes Vögelchen in einem kleinen Holzkäfig in Empfang. Als völliger Vogel-Laie nahm ich an, grüngelbe Kanarienvögel seien wohl Weibchen, wie man sie zu wenigen Franken beim Vogelhändler in einem Papiersack kauft, und zeigte keine überschäumende Freude. Zu Hause wurde er sorgfältig in einen alten grossen Käfig verfrachtet. Welche Ueberraschung, als am Tag darauf der Vogel zu singen begann. Und *wie* sang er! Er trillerte, schlug, seufzte, überbot sich in Variationen und übertönte mit seinen Tiraden den lautesten Staubsaugerlärm.

Er zeigte zwar nie eine ausgesprochene Individualität. Wir sahen uns nicht veranlasst, ihn zu taufen. Blöde Vogelnamen wie Hänsi oder Männi kamen sowieso nicht in Frage. So blieb er eben «der Vogel», zur kopfschüttelnden Verwunderung vogelliebender Besucher.

Sein Gesang blieb schön und erfreute die Hausfrau. Gelegentlich wurde er zu laut, man stellte den Käfig in die Veranda. Dort war das Aufgabenzimmer der Kinder. Sie fanden, der Gesang arte in Lärm aus, und deckten den Käfig mit einem dunklen Tuch zu, bis man dies entdeckte und sie anwies, das arme Tier wenigstens vor das Fenster zu stellen. Dort fand er Anregung durch seine freilebenden Freunde.

Eines Tages — die Eltern waren verreist — fand ich die Kinder und die Haustochter mit hängenden Köpfen am Mittagessen: Der Vogelkäfig war leer. Beim Putzen des Käfigs war der Vogel entwischt und tirilierte auf der Tanne des Nachbargartens. Welch unerfreuliche Nachricht für die Mutter, wenn sie am Abend heimkam! Ich ging sorgenvoll in die Stadt und bestellte einen Kanarienvogel, einen grüngelben, der war billiger als der reingelbe. Als ich abends heimkam, begrüsste mich frohes Geplauder. Ein Blick auf den Käfig: Unser alter Vogel sass wieder drin. Wie war das möglich? Sie hatten den Käfig ans offene Fenster gestellt, und siehe da, der Vogel hatte, von Heimweh oder Hunger getrieben, den Weg hergefunden und sich darauf gesetzt. Ihn fangen war das Werk eines Augenblicks.

So bescheiden der Vogel in seinen Lebensansprüchen ist, er hat doch seine Mucken. Ein ganzes Jahr lang blieb er stumm. Was fehlte ihm? Hatte er zu viel gefressen? War er krank? Aber ohne sichtbare Ursache begann er eines Abends wieder, leise und mild zu tirilieren. Jetzt erfreut er uns mit seinem abgeklärten Altersgesänglein, das keinen mehr stört.

Was geschieht, wenn er einmal das Zeitliche segnet? Bereits ist die Rede von Wellensittichen, einem Wunschtraum der Hausmutter. Von anderer Seite wird die Idee scharf bekämpft: Die machen einen unerträglichen Lärm! Auch eine gemütliche, leise auf dem Fenstersims schnurrende Katze taucht am Horizont auf — aber Katzen fressen ja Vögel! Wir haben so viele schöne im Garten! Und ein Eichhörnchen hat auf dem obersten Fenstersims ein Nest gebaut! Was da noch werden wird?

Offenbar sind die Tiere nicht gewillt, uns allein zu lassen. Uns bleibt nichts anderes übrig, als neuen Ueberraschungen munter entgegenzusehen.

Die Sängerin Marian Anderson gebraucht, wenn sie von sich spricht, häufig das unpersönliche «Wir» und «Man». Auf einer Asienreise wurde sie von einem buddhistischen Gelehrten gefragt, weshalb sie das tue, und sie erwiderte:

«Man erkennt, je länger man lebt, immer deutlicher, dass es eigentlich nichts gibt, was man allein vollbringt. Bei unserer Arbeit sind viele beteiligt: diejenigen, die die Musik geschrieben haben, die, welche den Flügel gebaut haben, auf dem der Begleiter spielt, der Begleiter, der den Vortrag erst möglich macht. Selbst die Stimme, der Atem, alles: «es ist nicht unser Volk. Das «Ich» in alledem ist also recht klein.» *CBS-TV*

«Das Beste aus Readers Digest»

Die Frau in der Kunst

Käthe Kollwitz

Zur Ausstellung des Kupferstichkabinetts im Basler Kunstmuseum

Man braucht nur ihre Bilder zu betrachten und man stellt fest, dass sie den Spiessbürgern und den Untertänigen ihrer Zeit unbequem sein musste. Denn sie hatte, ziemlich abwegig für ein «Frauenzimmer» im kaiserlichen Deutschland, das Süssliche, Liebliche aus ihrem Werk verbannt und sich dem Schrecklichen, dem Anklägerischen, dem Expressionistischen lange vor dem Expressionismus zugewandt. Sie zeigte, wie peinlich, die Kehrseite dessen, woran man sich offiziell zu freuen hatte: Arbeitermisere, hungernde Kinder, in der Heimat zurückgebliebene Witwen und Waisen von Kriegern, während bunte Uniformen und klingende Regimentsspiele doch so viel netter waren. Kein Wunder, dass Majestät persönlich Medaillen und Auszeichnungen zurückhielt und Ausstellung bremste. Diese eigenwillige Nachfolgerin von Goya und Daumier ging gar arg ins Zeug.

1867, das Jahr, in dem Daumier seine packendsten pazifistischen Blätter schuf, ist ihr Geburtsjahr. Der Papa hatte zwar die Rechte studiert, aber er übte den Beruf eines Maurermeisters in Königsberg aus. Auch die Tochter wusste, was sie wollte. Als Schülerin des Berner Malers Karl Stauffer treffen wir sie 1885 in Berlin und 1891 verheiratete sie sich mit dem Armenarzt Kollwitz. Von nun an begegnet sie auf Schritt und Tritt ihren Modellen. Sie hocken ergeben im Wartezimmer ihres Mannes; sie klagen am Kranken- und am Totenbett, sie betrinken sich mit Fusel, um ihr Elend zu vergessen, aber sie streiken auch, sie revoluzzen, sie begehren auf. Wie heissen die Reihen? «Der Bauernkrieg», «Proletariat», «Tod», ferner Illustrationen zu Gerhart Hauptmanns «Die Weber». Reisen nach Paris, Rom und Florenz beeinflussen ihre Auffassung überhaupt nicht. Nach dem ersten Weltkrieg aber, wahrhaftig, da kommt sie «in Mode»: Sie wird 1919 Mitglied der preussischen Akademie der Künste, 1927 Leiterin der Meisterschaftsklasse für Grafik an der Berliner Akademie. 1933 enthebt man sie ihres Amtes und drei Jahre später erfolgt das offizielle Ausstellungsverbot. Man hat inzwischen den Begriff «entartete Kunst» geprägt, und entartet ist jeder moderne Künstler mehr oder weniger von Cézanne an. Nicht entartet ist das Hübsche und das Heldische. Wenn aber jemand den Krieg so garstig darstellt, wie er wirklich ist, ich bitte Sie, das ist doch gegen die Staatsraison! Doch eine Künstlerin wie Käthe Kollwitz lässt sich durch nichts vom Schaffen abhalten, wie die letzte Folge des «Tod» zeigt. Die so oft gezeichneten Schrecken des Krieges, Uebersiedelung und Evakuation erfährt sie in der Einsamkeit, denn 1940 ist der Gatte gestorben. Ihr selbst ist es nicht mehr vergönnt, das Ende des zweiten Weltkrieges zu erleben. Sie stirbt im April 1945.

Sie war eine Meisterin der verschiedenen grafischen Techniken, aber immer behielt sie ihren eigenen Stil. Das sieht man am besten bei ihren Selbstbildnissen von 1893, 1921, 1923 und 1924. Dunkel, unheimlich ist der Ton ihrer Blätter, ist das Spiel von Hell und Dunkel. Weil sie die Gegenwart bewusst erlebte, konnte sie in die Zukunft sehen. Sie hat das Menschliche als solches verstanden, das Menschliche, das immer wieder Leiden schafft, allen scheinheiligen Worten, allen oberflächlichen Schönheitsbegriffen zum Trotz. Nie hat sie aufgehört, für das Gute zu wirken, indem sie das Traurige zeigte. Sie blieb zeitlebens eine Mahnerin, während die verschiedenen «Ismen», der duftig-elegante Impressionismus, der intellektuelle Jugendstil, die Spielereien von Dadaismus und Futurismus bis zur heutigen Moderne einander ablösten. *MG*

Arbeiterfrau (Lithographie) z. Zt. im Kupferstichkabinett des Kunstmuseums Basel ausgestellt

«Die Gärtnerin aus Liebe»

Zur Wiederholung einer Frühoper von Mozart.

Wolfgang Amadeus Mozart war achtzehn Jahre alt, als er während den Wintermonaten des Jahres 1774-75 im Auftrag des Kurfürsten Maximilian III. von Bayern seine zweite dreiaktige Opera Buffa komponierte. Sie erhielt den Titel «La Finta Giardiniera» oder «Die Gärtnerin aus Liebe» und wurde am 13. Januar 1775 im Münchner Hoftheater uraufgeführt. Der Erfolg war so ohrenfällig, dass das junge Genie am nächsten Morgen seiner Mutter nach Salzburg berichtete:

«Nach jeder Art war allezeit ein erschröckliches Getös mit Klatschen und ‚Viva Maestro!'-Schreien.» Die Zeitgenossen spürten, dass hier eine ungewöhnliche Begabung am Werk gewesen war. So notierte der süddeutsche Dichter und Musiker Christian Schubart in seine Chronik: «Genieflammen zucken da und dort, aber es ist noch nicht das stille, ruhige Altarfeuer, das in Weihrauchwolken zum Himmel steigt. Wenn Mozart nicht eine im Gewächshaus getriebene Pflanze ist, so muss er einer der grössten Komponisten werden, die je gelebt haben». Aber wie Annette Kolb in ihrem wunderschönen Mozart-Buch (Verlag Rentsch, Erlenbach) erzählt, geriet diese für den Münchner Karneval bestellte Oper so gründlich in Vergessenheit, dass die Originalpartitur des ersten Aktes nicht mehr auffindbar ist. Die verlorenen Rezitative werden heute durch diejenigen des neapolitanischen Komponisten Pasquale Anfossi ersetzt, denn dieser hat ein Jahr früher das Libretto der «Finta Giardiniera» im gleichen graziösen Stil wie der um ein Vierteljahrhundert jüngere Mozart vertont. Im übrigen ist aber das im übermütigen Commedia dell'arte-Geist gehaltene Werklein, das auf die Komödie «La Buona Figliola» von Goldoni zurückgeht, heute noch so spielbar wie zu den galanten, von Haydn und Gluck beherrschten Zeiten seines Schöpfers, der es bekanntlich liebte, seine Lebenskraft gelegentlich in Hanswurstereien, Frivolitäten und lustigen Wort- sowie Melodiespiralen auszutoben.

Die «Neue Zürcher Kammeroper» darf sich das Verdienst zuschreiben, nach Mozarts erster, vor zwei Jahren gezeigter Buffo-Oper «La Finta Semplice» nun auch «Die Gärtnerin aus Liebe» gewissenhaft einstudiert zu haben. Zwar vermisste man gelegentlich während der am 22. Februar im Schauspielhaus Zürich dargebotenen Aufführung die einige steife Photographierposen auflockernde Regiehand. Aber das Orchester arbeitete unter der Direktion von Armin Brunner sehr befriedigend, und auch das Vokalensemble hielt sich in all den melodiösen Solis, Duetten, Terzetten und Gesamtauftritten vorzüglich. Die teils schalkhaft-kecken und ironischen, teils lyrisch-sentimentalen Arien wurden von Ingeborg Friedrich als der aus Liebeskummer in eine verwandelte Marquise, Eva Streit-Scherz als hochmütige Nichte des ebenfalls vom Standesdünkel besessenen und in närrischer Verliebtheit um seine entzückend kapriziös spielende Zofe (Ruth Gutzwillen) balzenden Bürgermeisters (Franz Lechleitner), Giacomo Tavoli in der Rolle des als Mörder verdächtigten Grafen, sowie von Paula Smeikal als düsterer Edelmann und Gottlieb Zeithammer als grotesk-komischer Gärtner ansprechend gesungen, so dass der Gesamteindruck ein durchaus vorteilhafter war. Robert Gessners graziöses Bühnenbild und die stilisierten Kostüme von Elisabeth Schmid halfen mit, längst vergangene Opernzeiten wieder zu verlebendigen. *C. S.*

Die Frau in der Kunst – auf Schallplatten

Zwei Pianistinnen von verschiedenem Temperament — Ingrid Haebler und Annie Fischer. Mit den Wiener Symphonikern unter Leitung von Karl Melles hören wir Ingrid Haebler auf VOX PL. 11010. *Sie spielt die beiden Klavierkonzerte von Mozart, jenes, das die Opuszahl 19 trägt, in F-Dur geschrieben ist und mit der Köcherverzeichniszahl 459 versehen wurde, sowie dasjenige Opus 20 in D-Moll, KV 466.*

Das Spiel von Ingrid Haebler ist man versucht «durchsichtig» zu nennen. Leichtbeschwingt ist ihr Anschlag. Solistin und Orchester ergänzen sich vorzüglich.

Das an sich schon zarte Klavierspiel versteht die Solistin in den Kadenzen noch um einige Grade zu verfeinern, was aber auch plötzliche Akzentuierungen nicht ausschliesst.

Etwas vom Herrlichsten, wenn wir eine Einzelheit aus diesen beiden Werken herausgreifen wollen, ist der zweite Satz des D-Moll-Klavierkonzertes. In der Einfachheit zeigt sich die Meisterschaft Mozarts, die ihren Widerhall in der Interpretation des Solisten oder, wie in unserem Falle, der Solistin finden sollte. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, zu glauben, dass sich die Kompositionen des Genies für Anfänger eignen. So eigenartig es klingen mag: nur der wahre Künstler vermag dem Einfachen seine Tiefe zu geben.

*

Annie Fischer spielt auf Columbia 33 CX 1675 die Mondschein-Sonate Beethovens mit zurückhaltender Getragenheit. Es ist, als ob diese Künstlerin ihr ganzes Ich in dieses Werk legen würde, so dass man beim Zuhören nicht nur dem grossen Beethoven, sondern gleichzeitig auch der mit Empfindung spielenden Künstlerin Annie Fischer begegnet. Das Abgrundtiefe, Unsagbare — es spricht hier durch die Worte der Musik.

Verhaltenheit, die sich durch Töne zu lösen und befreien weiss, zeichnet diese Interpretation aus, wie dies die Sonaten Nr. 24, deren erster und letzter Satz auf der gleichen Langspielplatte enthalten sind, und vor allem die Sonate Nr. 30 in E-Dur deutlich werden lassen. Es handelt sich hier um Werke von Beethoven, die im Konzertsaal nicht so häufig anzutreffen sind, gerade aber allen Musikfreunden willkommen sein werden. *Longplay*

An der 123. Ausstellung in Maria Benedettis Kunststuben-Restaurant in Küsnacht ZH bemerkt man neben den interessanten Bildern des Franzosen Didonet eine Plastik von Nady Santander «Torero», dessen nachdenklich-traurige Haltung sofort den Betrachter anzieht und festhält.

*

Im Lyceum-Club von Neuenburg stellt Else Ruckli-Stoecklin (Bern) ihre phantastischen Stickereien auf Seide aus, deren Märchenstil und zauberische Farbenkompositionen auf allgemeine Bewunderung stossen.

*

In den Konzerten der Zürcher Pestalozzi-Gesellschaft wirkte die Geigerin Françoise Siegfried in Trio-Werken von Mozart und Beethoven mit und das Dora Schnell/Lotte Kraft-Quartett spielte Brahms und Haydn.

*

Die Lausannerin Nelly Borgeaud ist in Paris zu einer bekannten Darstellerin aufgestiegen, die nun in Tschechows «Drei Schwestern» unter Sacha Pitoëffs Regie eine Hauptrolle verkörpert.

*

In der Winterthurer Doppel-Ausstellung des Kunstmuseums ist im Teil «Kleinmeister der Sammlung Jakob Bryner» als einzige Frau Angelika Kauffmann, die in Chur geborene und 1807 in Rom verstorbene Malerin, mit einer allerdings nicht sehr bedeutenden «Mythologischen Szene» vertreten —, wogegen im Teil «Zwanzig Jahre Städtische Kunstankäufe» viel Gutes von Frauenseite zu sehen ist: ein schöner klarer Jungfrauenkopf in Bronze der Winterthurerin Gertrud Keller; eine Bronze-Statue «Mädchen im Spiegel» der Winterthurerin Emma Sulzer-Forrer; eine glasierte Keramik, als «Wandkachel» in grauen, blauen und gelben Farben sehr geschmackvoll gehalten, der in Johannisburg lebenden Elisabeth Langsch aus Zollikon und ein «Blühender Katkus» der Winterthurerin Gertrud Sulzer, der mit seinen drei roten Blumen fast genau so in unserem eigenen Heim zu finden ist. *M.*

Herausgeschnitten

Aus «Der kleine Kommentar» von *ms* in der NZZ vom 21. Februar (Ueber die Ergebnisse der in der Stadt Zürich kürzlich durchgeführten Neu- und Bestätigungswahlen für Primar- und Sekundarlehrer:

«Am grössten fiel die Zahl der Neinstimmen bei verheirateten Frauen aus (bei Lehrersgattinnen oder bei Gattinnen von beruflich andersartig tätigen Männern). Dass diese Neinstimmen von Wählern stammen, die sich, wie das in der Krisenzeit der dreissiger Jahre begreiflich gewesen ist, gegen das Doppelverdienertum wenden, ist heute nicht mehr anzunehmen. Beim gegenwärtigen Lehrermangel ist die Aktivierung verheirateter Lehrerinnen eine Notwendigkeit, der sich niemand verschliesst. Unbestreitbar aber verhält es sich doch so, dass es manche Wähler gibt, die sich die Besoldungen der Lehrer realistisch vorstellen und bei Lehrerehepaar demgemäss die Addition vollziehen. Die Folge ist, dass diese Wähler, ihre eigenen Verhältnisse dazu in den Vergleich bringen, ein Nein schreiben. Man kann ein solches Reagieren als unsachgemäss und als menschlich unschön beurteilen. Die Situation ist gleichwohl real und für den Wahlentscheid bestimmend.

Wesentlicher für die Erklärung der Gründe, weshalb die Stimmenzahlen bei Frauen mit relativ vielen Neinstimmen belastet sind, scheint indessen die Tatsache zu sein, dass sich auch bei derartigen Wahlgeschäften die in unseren Landstrichen nicht gerade seltene Unterbewertung der Frau zum Worte meldet. Viele Männer amortisieren selbst bei Lehrerwahlen ein Stück ihres Frauenstimmrechtskomplexes. Selbst in einem Beruf, in dem die Frauen mit tausendfachem Erfolg bewiesen haben, dass sie ihren Mann zu stellen fähig sind, wollen diese mit dem Ueberlegenheitsdünkel behafteten Männer nicht friedlich beigeben. Das Nein muss also auf den Wahlzettel, und es wird hingeschrieben auch dann, wenn der Wähler keinen triftigen Grund dafür anzugeben vermöchte. Dass die Männer nur deshalb, weil sie Männer sind, bessere Lehrkräfte und erfolgreichere Pädagogen sind, spukt als Vorstellung zwar im Unterbewusstsein dieser Protestanten, aber zum triftigen Grund vermöchte diese Vorstellung natürlich auch dann nicht zu reifen, wenn sie wirklich hinauf ins Bewusstsein befördert würde. Doch geht es auch gar nicht um rational erfassbare Gründe. Es geht lediglich um die für sich selbst benötigte Bestätigung, dass man als Mann von besonderem Wert ist.»

Schweizer Auslandhilfe

Aufruf des Bundespräsidenten

Die Zahl der Menschen, die seit dem zweiten Weltkrieg ihre Heimstätten verlassen und sich als Flüchtlinge in ein fremdes Land begeben mussten, wird auf vierzig Millionen geschätzt, Fünfzehn Millionen dieser Unglücklichen konnten sich bisher noch nicht in einem endgültigen Aufnahmeland niederlassen. Ihre Zahl beträgt immer noch das Dreifache der gesamten schweizerischen Bevölkerung. Sie fristen in Lagern oder sonstigen Notquartieren ein kümmerliches und nur zu oft menschenunwürdiges Dasein.

Um einer möglichst grossen Anzahl dieser armen und entwurzelten Menschen zu helfen, haben die Vereinigten Nationen zu einem grossen Werk der internationalen Solidarität aufgerufen, zum Weltflüchtlingsjahr. Dieses mit ungewohnter Intensität durchgeführte Werk setzt die Leistungen fort, die seit dem Ende des Krieges auf diesem Gebiet vollbracht worden sind. Der Aufruf, den der Generalsekretär der Vereinigten Nationen in Zusammenarbeit mit dem Hochkommissar für die Flüchtlinge an alle Länder richtete, hat eine warme Aufnahme gefunden. Bisher haben siebzig Länder ihre Teilnahme am Weltflüchtlingsjahr zugesagt. Die Schweiz ist dem Aufruf ohne Zögern nachgekommen. Auf Antrag des Bundesrates bewilligten die eidgenössischen Räte für die Durchführung des Hilfsprogrammes einen Betrag von 1 750 000 Franken. Das schweizerische Aktionskomitee für das Weltflüchtlingsjahr veranstaltete seinerseits im vergangenen Oktober eine Sonderwerbeaktion, die nahezu 350 000 Franken einbrachte. Doch mit diesem Betrag allein lässt sich das Ziel, das sich das Komitee gesetzt hat, noch bei weitem nicht erreichen.

Die Schweizer Auslandhilfe, die sich seit Jahren der Unterstützung von Flüchtlingen widmet, hat ihre diesjährige Frühjahrssammlung ebenfalls unter das Zeichen des Weltflüchtlingsjahres gestellt. Sie hofft, dass das Schweizervolk ihr die Möglichkeit geben wird, in erhöhtem Masse zur Linderung des Flüchtlingselendes beizutragen.

Der Wohlstand, der uns gegenwärtig vergönnt ist, darf uns nicht dazu verleiten, die Millionen von Unglücklichen, die keine Heimat, keinen Verdienst und keine angemessene Unterkunft haben, zu vergessen. Er muss uns im Gegenteil dazu anspornen, grosszügig zu sein und uns, jeder nach seinen Möglichkeiten, am Weltflüchtlingsjahr zu beteiligen.

Der Bundespräsident: Max Petitpierre

Zum Krankentag 1960

Es drängt sich geradezu auf, dass am diesjährigen Krankentag die Gesunden wie die Kranken sich daran erinnern, dass 1960 das «Jahr der geistigen Gesundheit» ist. Alle Menschen, ob sie körperlich gesund seien oder nicht, sind aufgerufen, sich darüber zu besinnen, was unter geistiger Gesundheit zu verstehen ist, welche grosse Bedeutung ihr im Zusammenleben der Menschen, in der Familie, wie in jedem andern Zusammenschluss zukommt, welche Voraussetzungen vorhanden sein müssen, um sie zu ermöglichen und zu fördern und was im einzelnen getan werden kann, um Gefährdungen entgegenzuwirken, Schädigungen zu vermeiden oder zu heilen und um aufrecht und froh das Leben mit all seinen vielen Schwierigkeiten zu meistern. Nicht zuletzt brauchen wir die geistige Gesundheit, um in körperlicher Krankheitsnot nicht zu verzagen, um dieser gegenüber die richtige Stellung zu erhalten. Wenn wir gerade am Krankentag in diesem Sinne positiv auf Kranke, die wir betreuen oder besuchen, einwirken können, haben wir den Krankentag nicht nur würdig begangen, sondern einen wichtigen Beitrag geleistet an die Bestrebungen zum «Jahr der geistigen Gesundheit». Die Schweizerische Vereinigung zum Schutze der geistigen Gesundheit hat zur Orientierung für alle, welche sich mit den angestrebten Zielen befassen möchten, ein Merkblatt herausgegeben. Hier lesen wir über Wesen und Sinn der geistigen Gesundheit: «Unter geistiger oder auch seelischer Gesundheit fasst man zusammen, was den Menschen befähigt, seine geistigen und religiösen Bestrebungen, seine zuweilen widersprüchlichen seelischen Bedürfnisse und Kräfte so zu befriedigen und ins Gleichgewicht zu bringen, dass er harmonische Beziehungen zu andern Menschen herstellen und seine Lebensaufgaben verwirklichen kann... Wir müssen uns bemühen, unsere eigene geistige Gesundheit und diejenige unserer Mitmenschen zu bewahren und zu fördern. Dies ergibt sich aus unserer Verantwortung gegenüber dem Leben und aus der Liebe zum Nächsten.» Da die geistige Gesundheit des einzelnen Menschen nicht nur von seiner eigenen geistig-seelischen und psychologisch-biologischen Beschaffenheit, sondern weitgehend auch von sozialen Faktoren abhängt, hat jeder Mensch die Pflicht, sozial zu denken und zu handeln. So soll den auffälligen Kindern besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, den Menschen mit seelischen und körperlichen Gebrechen, den Jugendlichen, den Betagten, den Eheleuten muss Verständnis für ihre besondere Lage entgegengebracht werden. Aus dem Verstehen kann die richtige Weise des Verhaltens fliessen, sofern dieses von der Liebe zum Nächsten unterstützt wird. Viele Wege führen zum Ziel, Vorträge, Diskussionen, Studiengruppen und Arbeitsgemeinschaften. Doch am bedeutungsvollsten wird der Einsatz des einzelnen bleiben, der bei sich selber ganz ernst macht und dem mitmenschliche Verantwortung und Liebe keine leeren Worte sind.

Dr. E. Brn.

Esst mehr Früchte und Gemüse

In einem vor einer internationalen Expertentagung gehaltenen Vortrag nannte Prof. Dr. med. A. Fleisch, einst Präsident der Eidg. Kriegsernährungskommission, als Ursachen der Ernährungsschäden: Armut unserer gewohnten Nahrung an Schutzstoffen, Uebermass an Kalorien und namentlich an Fett, Armut an Zellulose.

«Diese Erkenntnis», erklärte er, «gibt uns die Grundlage, um über den hohen physiologischen Wert von Obst und Gemüse zu sprechen. Diese beiden Gruppen von Nahrungsmitteln haben folgende Charakteristik:

1. Obst und Gemüse sind relativ arm an Kalorien; 100 g Frischwaren enthalten je nach Art 20 bis 50 bis 80 Kalorien. Sie können also in grossen Mengen genossen werden, ohne dass eine übermässige Kalorienzufuhr erfolgt. 2. Obst und Gemüse fördern dank ihres Gehaltes an Zellulose die Darmtätigkeit. Es wird behauptet, dass 30 Prozent der Frauen an chronischer Verstopfung leiden. Ein reichlicher Genuss von Obst und Gemüsen würde einen wesentlichen Teil davon hellen. Dank der Gegenwart der Zellulose entwickelt sich die Darmmuskulatur kräftiger.»

Eine an Früchten und Gemüsen reiche Ernährung vermindert auch das Bedürfnis nach Reizmitteln und insbesondere nach den — oft in gesetzeswidriger Weise als «zuträglich» empfohlenen — Aperitifs.

SAS.

Echarpenordner etc. KADY BOUTIQUE

KADY Gesellschaftsschule Ecole de Savoir-vivre

Kursbeginn 22. März, 22. April, 23. Aug., 23. Sept. für Damen, Herren und Ehepaare

Baby-Sitters KADY SERVICES

Neue Adresse: Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Strehlgasse-Lindenhof Zürich 1

in ZÜRICH
St. Peterstrasse 8
Nähe Bahnhofstrasse/Paradeplatz
Tel. (051) 25 77 22

Hotel Augustinerhof

Gepflegtes, alkoholfreies Hotel-Restaurant

An zentraler Lage Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetrieb. Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

(Fortsetzung von Seite 2)

liegt, und nämlich darin, dass üblicherweise Landkäufe, um die Steuern niedrig zu halten, nicht in der richtigen Höhe deklariert werden. Dies schädigt natürlich die Gemeinden, sie klagen über zu wenig Steuergelder; aber dafür können die Fremden nun wirklich nichts.

Bleibt der Jammer um die verlorengehende Eigenart des Tessiners und seines schönen Landes. Nun, das Land selbst bleibt was es ist, wie es stets sich selbst geblieben ist, ob es Ligurer, Kelten oder Römer in Besitz genommen haben. Die Natur ist frei. Der Mensch passt sich ihr an. Die Sprache? Schwinden nicht auch in der deutschen Schweiz die Eigentümlichkeiten der Dialekte, und ist in der welschen Schweiz nicht der ursprüngliche Dialekt schon längst verschwunden, ohne dass deswegen viel verlorengegangen wäre? Dasselbe gilt für alte Bräuche, ja für Charaktereigenschaften der Menschen. Man müsste den aufgebrachten Hütern der Eigenart sagen, sie möchten doch bedenken: als ob nicht im Laufe der Zeit ungezählte Eigenarten versunken wären, als ob nicht eben das Schicksal, der Sinn aller Eigenarten wäre, sich mit andern Eigenarten zu verschmelzen, immer wieder, um dem Leben neue Möglichkeiten der Entfaltung zu gönnen.

Es ist selbstverständlich eine andere Art, das Problem zu betrachten; in politischer Sicht; prozentual sehr viele Fremde im eigenen Land, eventuell Spione in zukünftigem Krieg, oder grossen Schwierigkeiten wirtschaftlicher Natur; was noch alles! Aber wir wollen hoffen, dass, statt eines neuen Krieges, ein geeintes Europa entstehen kann, in dem dann zu eng gezogene Grenzen und Schutzmassnahmen sowieso als überflüssig wegfallen werden. *A.V.*

Fichte-Worte

Der Mensch soll angstlos mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist.

Die Religion erhebt ihren Geweihten völlig über die Zeit als solche und über die Vergänglichkeit. Sie versetzt ihn unmittelbar in den Besitz der Einen Ewigkeit.

Invalide Hausfrauen

Hausfrauenarbeit ist Arbeit wie jede andere, wenn auch nicht Erwerbstätigkeit im engern Sinne. Sinngemäss berücksichtigt die Invalidenversicherung auch behinderte Hausfrauen. Die Februarnummer «Pro Infirmis» ist speziell diesem Fragenkreis gewidmet. Sie gibt Auskunft über die vorgesehenen Versicherungsleistungen und schildert anschaulich, wie in Schweden und in unserem eigenen Lande die mancherlei praktischen Schwierigkeiten invalider Hausfrauen in besonderen Trainingsküchen und -wohnung überwunden werden. Weitere Artikel zeigen eindrücklich, wie sich die Hausfrauenarbeit bei einzelnen Behinderungsformen — Schwerhörigkeit, Blindheit, arthritische Versteifung — gestaltet und welche technischen Hilfen sich im Alltag dabei als hilfreich erweisen.

«Pro Infirmis», Nr. 8, Februar 1960, Postfach Zürich 32.

Veranstaltungen

DIE ARBEITSGEMEINSCHAFT
«FRAU UND DEMOKRATIE»

lädt herzlich ein

auf Samstag, den 19. März 1960,
ins Hotel «Schweizerhof» in Olten

zur **Jahresversammlung,**

vormittags 11 Uhr, mit den statutarischen Geschäften; sowie zum

zehnten staatsbürgerlichen Informationskurs,

nachmittags 14.15 Uhr.

1. Begrüssung durch die Präsidentin.
2. «Blick über die Innenpolitik», Frau Martha C. von Greyerz, Bern.
3. «Warum konnte die Schweiz der Europäischen Freihandelsassoziation EFTA beitreten, nicht aber der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft EWG?» Herr Dr. A. Wieser, Chefredaktor, Olten.
4. «Wie hilft die Schweiz den unterentwickelten Ländern?» Dr. Ida Somazzi, Bern.

Diskussion.

Schluss des Kurses gegen 18 Uhr.

Die Präsidentin: Dr. Ida Somazzi.
Die Vizepräsidentinnen: Frau Kissel-Brutschy, Dr. med. Maria Felchlin.

LYCEUMCLUB ZÜRICH
Programm im März 1960

Dienstag, 8., 17 Uhr: Staatsbürgerlicher Vortrag von Frau Dr. H. Autenrieth: «Die Frau im Schweiz. Zivil- und Sozialrecht.»

Montag, 14., 17 Uhr: Kammermusik. Ausführende: Dora Schnell, Klavier, Lotte Kraft, 1. Violine, W. Matzinger, 2. Violine, E. Brandstätter, Viola, W. Reitz, Violoncello. Werke von Haydn und Brahms.

Montag, 21., 17 Uhr: «Unsterbliche Natur», Farbfilm von Herrn Willi Wernli.

Montag, 28., 17 Uhr: Staatsbürgerlicher Vortrag von Frau Dr. H. Autenrieth: «Unser Staat, wir, seine Bürger.»

Montag, 4. April, 17 Uhr: Mary Schneider-Braillard, Berlin «Stimmen der Völker» — Dichtungen der Weltliteratur in vier Sprachen.

25. Kantonal-zürcherischer Frauentag

Sonntag, den 20. März 1960, im grossen Saal der Börse, Bleicherweg 5, Zürich 1.

Begegnung mit der heutigen Jugend

10.30 Uhr: Kino Corso, Theaterstrasse 10 (beim Bellevue). Begrüssung. Vorführung des Films «Les Tricheurs» (unter 18 Jahren keinen Zutritt). Anschliessend Diskussion mit Jugendlichen unter Leitung von Pfr. Paul Frehner, Zürich.

13.00 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Zunfthaus zur Waag, Münsterhof 8.

15.00 Uhr: Grosser Börsensaal, Bleicherweg 5 (Nähe Paradeplatz). Erwin Heimann, Bern: «Unsere Jugend — ihre Gefährdung — ihre Wünsche ans Leben.» Pfarrer Paul Frehner, Zürich: «Die Jugend gewinnen oder verlieren.»

Der junge Mensch wächst auf im Zeichen der Hochkonjunktur inmitten einer stürmischen technischen Entwicklung, in einer Welt, die alle geistigen Werte auf ihre Echtheit neu überprüft. Warum ist die Jugend heute anders? Welches ist ihr Lebensziel? Was bedeuten Auswüchse, die uns erschrecken? Unser Frauentag möchte Klärung und Verständnis fördern.

Frauen und Männer, aber auch unsere Jugendlichen sind herzlich zur Teilnahme eingeladen.

Die Frauenzentralen Zürich und Winterthur

Radiosendungen

vom 6. März bis 12. März 1960

Montag, 7. März, 14.00 Notiers und probiers: Wir basteln — Unterricht beim Zuckerbäcker — Gärtnerin aus Liebe — Ein Rezept der Radiotante – Kleine Notizen. — Dienstag, 14.00 Brösmeli. Sendung mit lauter Kleinigkeiten. — Mittwoch, 14.00 Die Sprache des Kindes. Hörfolge von Paul Eggenberg. — Donnerstag, 14.00 Neue Kinderbücher. Hinweise und Proben. – Freitag, 14.00 Was soll ich tun! Dr. Alice Wegmann gibt Auskunft über Rechtsfragen des Alltags. — Was mer so erläbt ... (Elisabeth Thommen)

Aus dem Fernsehprogramm

Freitag, 4. März, 21.35 Uhr: Aktion Nepal, Sendung über die schweizerische Hilfe an wirtschaftlich unentwickelte Gebiete.

Samstag, 5. März, 22 Uhr: Das Wort zum Sonntag spricht für die reformierte Kirche Pfarrer Diethelm Wachter, Obfelden.

Sonntag, 6. März, 10 Uhr: Levitenamt aus der St. Clarakirche, Basel.
18.10—18.30 Uhr: Von Woche zu Woche, politische Diskussion.

Montag, 7. März (Für Ausland-Baslerinnen!): 3.55 bis 4.30 Uhr: Morgestraich! Vorwärts — Marsch! – Direktübertragung aus Basel.
21 Uhr: Sekunden entscheiden ... im Kampf gegen den Erstickungstod, Sendung in Zusammenarbeit mit der Verbindung der Schweizer Aerzte.

Mittwoch, 9. März, 20.30 Uhr: Session im Bundeshaus.
20.35 Uhr: Direktübertragung aus Basel: Schnitzelbänke.

Donnerstag, 10. März, 20.15 Uhr: Session im Bundeshaus.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426 Zürich 55. Tel. (051) 35 30 65
wenn keine Antwort (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Delikatesse und Vollwert vereinigt!

KORNI, das hauchdünne norweg. Knäckebrot, schenkt Ihnen beides. Es ist so knusprig und zart zu essen, so kräftig und doch ausgeglichen im Aroma, dass Sie unwillkürlich an «Biscuits» denken. Dabei verkörpert KORNI echtes, bestes Vollkornbrot aus Roggen, Weizen, Malz und Hefe.
Am schmackhaftesten werden Sie KORNI finden, wenn Sie 3–4 Scheiben – süss oder rezent bestrichen – miteinander essen.
350-g-Paket (ca. 95 Scheiben) Fr. 1.70 m. R. In Reformhäusern und -abteilungen.
Vertrieb: A. Müller, L.-Ragaz-Weg 6, Zürich 55.

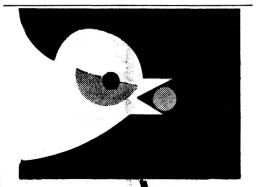
Zürcher Geschäftsfrauen
empfehlen sich

Steppdecken
Neuanfertigung und Umarbeitung
fachmännisch, prompt und preiswert
Schlichtig
Bettwaren-Spezialgeschäft
Zürich 1, Storchengasse 16
Telephon (051) 23 14 09
ABHOLDIENST

Beatenberg B·O.
Kurheim Silberhorn
1200 m über Meer / Auf christlicher Grundlage / Vom Bundesamt für Sozialversicherung anerkannte Heilstätte der Gruppe III für Kuren von geschlossener Tbc. Vertragshaus des Konkordats der Schweiz. Krankenkassen. Heimeliges Haus mit 34 Betten an sonniger, windgeschützter Lage
ist altershalber zu verkaufen
S. Habegger, Inh., Tel. (036) 3 02 15

Gipfelstube
der heimelige Tea-room an der Marktgasse 18, Zürich 1.
Gepflegter Tellerservice.
Inh. E. Müller
Tel. (051) 24 50 16

Jean Frust
Kreuzplatz 2, Zürich 7
Tel. 24 42 33
Spezial-Geschäft für Vorhänge
Eigene modernste Vorhangwäscherei



was i wett, isch Cassinette

Die Cassis-Beeren (schwarze Johannisbeeren) sind ein wahres Reservoir an Nährgehalt und Vitamin C. Das Cassinette-Vögelchen möchte Sie daran erinnern, dass daraus das Tafelgetränk Cassinette hergestellt wird, das so belebend wirkt und gegen Erkältungen schützen hilft.

Ein OVA-Produkt

Alleinhersteller: Gesellschaft für OVA-Produkte Affoltern am Albis Tel. (051) 99 60 33

hugo peters
„Récamier", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt - mit und ohne Bettzeugraum.
Bettstatt Fr. 455.-
Modelle ab Fr. 93.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: – mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.
Bellevueh aus, Limmatquai 3 Telephon 24 72 70
hugo peters ZÜRICH LIMMAT-QUAI 3

Fenner
RATHAUSBRÜCKE ZÜRICH
Tel. (051) 23 67 20
Woll- und Seidenstoffe
Spitzen, Knöpfe, Mercerie

Soie-laine
das aktuelle modische Gewebe aus Wolle und Seide, weichfallend und elegant, führen wir in einer grossen Auswahl neuer Handdruckdessins. Kommen Sie bitte auf einen Sprung bei uns vorbei, damit wir Ihnen diese bezaubernden Stoffe unverbindlich vorlegen können.
90 cm breit, per Meter ab Fr. 11.80
Seiden-Baumann
Augustinergasse 22, Tel. 27 26 86

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160. Tel. 90 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

Berücksichtigen Sie die Inserenten des «Schweizer Frauenblattes»

Betty Knobel: «Zwischen den Welten»
Ein schweizerischer Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt — also ein ausgesprochen schweizerisches Werk, in dessen Gestaltung, dichterisch verarbeitet, manche Probleme der Schweizer Frauen verwoben sind.
229 S. in zweifarbigem, broschiertem Umschlag.
Preis Fr. 7.50
Zu bestellen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «SCHWEIZER FRAUENBLATT», Technikumstrasse 83, Winterthur, Tel. (052) 2 22 52.
Benützen Sie untenstehenden Bestellzettel

Die Unterzeichnete bestellt ..... Exemplare des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50 beim Verlag «SCHWEIZER FRAUENBLATT», Technikumstrasse 83, Winterthur
Name und Vorname der Bestellerin:
Genaue Adresse:

bottega italiana
Italienisches Kunsthandwerk
Zürich - Zeltweg 52 · Tel. (051) 34 02 30
A. Rotter-Schiavetti

Alle Sorten feinster Kräutertee und aromatische Gewürze
erhalten Sie stets frisch im Spezial-Kräuterhaus
M. Kempter
Strehlgasse 15, Eingang Peterhofstatt Zürich 1. Tel. 27 37 63.

Spezialgeschäft **B. & E. KIEFER** Bürsten für Körperpflege Haushalt und Industrie
Reise- und Toiletten-Artikel
ZÜRICH. AUGUSTINERGASSE 38. TELEFON 23 61 25

Gebr. Niedermann AG

Augustinergasse 15
Tel. 27 13 91 Zürich

Zwei auserlesene Speisefette für die Grossküche
KASPAR-GOLD

«Kaspar-Gold», körnig, mit 10% eingesottener Butter
«Kaspar Gold», vegetabil.
Für die neuzeitliche Ernährung.
Beide Sorten KASPAR-GOLD geniessen in den Küchen der Hotels, Spitäler, Kurhäuser, Sanatorien usw. einen ausgezeichneten Ruf als Qualitäts-Produkt.
HANS KASPAR AG. ZÜRICH 3/45
Telephon (051) 33 11 22 Ipsophon (051) 33 11 27

TAPETEN SPÖRRI AG
Innendekoration
Zürich, Talacker 16
Telephon 23 66 60

Laveur-Syntec reinigt gut ohne zu kratzen — leicht zu spülen, schnell trocken, geruchlos, unverwüstlich — Eingeführt in Haushalt- und Eisenwarengeschäften
Manchon-Syntec der ideale Massage-Waschring — für Ihre Hautpflege regt die Blutzirkulation an, erhöht die Geschmeidigkeit Ihres Körpers — Eingeführt in Parfümerie- und Sanitätsgeschäften
Laniere-Syntec formt Ihre Figur — erhält schlank und jugendlich — Eingeführt in Parfümerie-, Sanitätsgeschäften und Apotheken
Romatin AG, St. Margrethen SG Tel. (071) 7 38 45